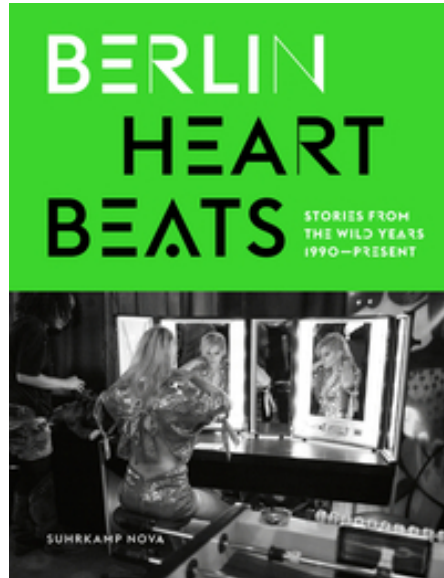


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Fesel, Anke / Keller, Chris

Berlin Heartbeats

Stories from the wild years, 1990–present
Zweisprachige Ausgabe. Mit zahlreichen Fotos

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4768
978-3-518-46768-8

BERLIN HEARTBEATS

STORIES FROM
THE WILD YEARS
1990—PRESENT

HERAUSGEGEBEN VON PUBLISHED BY
ANKE FESEL & CHRIS KELLER
BOBSAIRPORT

FOTOS

PHOTOS

BEN DE BIEL → BdB

HARALD HAUSWALD → HH

UTE MAHLER → UM

HENDRIK RAUCH → HR

PHILIPP VON RECKLINGHAUSEN → PVR

SVEN MARQUARDT → SM

MARKUS WERNER → MW

ROLF ZÖLLNER → RZ

INHALT

CONTENT

VORWORT PREFACE

}

8

JUDITH HERMANN

}

16

KUNST & KAFFEE ART & COFFEE

}

22

KLAUS BIESENBACH

}

42

NACHTWACHE NIGHTWATCH

}

48

ROBERT LIPPOK

}

70

BAMBULE BAMBULE

}

76

SVEN MARQUARDT

}

94

FLAKE

}

108

ÜBER DEM REGENBOGEN OVER THE RAINBOW

}

114

DIMITRI HEGEMANN

}

138

KRIEG DEN HÜTTEN HOUSING WAR

}

144

OL

}

164

VAGABUNDEN ROAMING

}

170

FRANK CASTORF

}

190

RATTEN RATS

}

196

CHRISTIANE RÖSINGER

}

216

SPUREN DER STEINE TRACES OF STONE

}

222

SASHA WALTZ

}

242

BIOGRAFIEN BIOGRAPHIES

}

250

VORWORT

PREFACE

NIKLAS MAAK
BERLIN, MORGEN BERLIN, TOMORROW

}
}

Das Erste, was mir an Berlin auffiel, war der Geruch. Dort, wo ich wohnte, roch es, wenn man morgens aufwachte, anders als in Hamburg, es war der Geruch von Zweitaktmotoren und Kohleheizungen und anderen Dingen, die es im Westen nicht gab. Ich schaute aus dem Fenster in der Rykestraße auf Fassaden, die seit dem Krieg nicht mehr verputzt worden waren, es sah so aus, als sei der Krieg gerade vorbei. Man konnte damals Berlin am Geruch erkennen, wie man Paris an der Farbe der Nacht hatte erkennen können, als alle Autos dort noch tiefgelbe statt weißer Scheinwerfer hatten und die Stadt in ihrem Licht nachts wärmer und geheimnisvoller aussah.

Berlin war leer. Es war keine gefühlte und keine metaphorische und schon gar keine metaphysische Leere – es war leer, weil gerade ein ganzes System verschwunden war und Büros, Regierungssitze, Verwaltungstürme, den Todesstreifen und den ganzen Staatsapparat mitten in der Stadt verlassen hatte. Es gab für alles, was anderswo aus Kostengründen nach ein paar Monaten wieder einging – Ateliers, Bars, Galerien –, unendlich viel Raum. Deswegen kamen alle: wegen der plötzlichen Leere und Offenheit.

Ich war im August nach Berlin gezogen, an einem heißen Tag, an dem alles auf ein monumentales Gewitter hinauslief. Das Berlin, das ich als Erstes sah, bestand aus dreitausend glitzernden Bremslichtern und einem Blitz und schwarzen, absurden Wolkentürmen über den Neubauten, die mit eingezogenem Kopf Spalier standen. Da war etwas Giftiges in der Luft, im Radio sagten sie, dass die Temperaturen wieder steigen würden, obwohl sie gar nicht gefallen waren, und wir drehten am Radio und fanden einen türkischen Radiosender und einen russischen und einen französischen – schon im Radio schlugen einem gleich drei Welten entgegen, die alle Berlin hießen. Und dann fuhren wir in den Regen hinein und mitten durchs Brandenburger Tor, was damals noch ging, zum langsam verfallenden Palast der Republik an der Spree, wo die Geschichte Berlins einst begonnen hatte, und zwar mit einer Teilung: Hier in der Nähe, auf der Spreeinsel, hatte sich damals, um das Jahr 1200, eine vom Markgrafen gegründete Siedlung namens Cölln befunden, auf der brave Fischer und Handwerker lebten, und auf der gegenüberliegenden nördlichen Uferseite die Siedlung Berlin, wo ein paar feierwütige Kaufleute ihre Märkte

The first thing that struck me about Berlin was the smell. When you woke up in the morning the smell was different than in Hamburg; it was the smell of two-stroke engines and coal ovens and other things that didn't exist in the West. Through my window on Rykestraße I looked out onto façades that hadn't been replastered since the war. In fact, it looked as if the war had just ended. Back then, you could recognise Berlin by its smell, just like you could Paris by its night-time colour, back when all the cars still had deep-yellow instead of white headlights, that light that made the nights seem warmer, and more full of secrets.

Berlin was empty. But it wasn't an emptiness you could feel, nor was it metaphorical, and it certainly wasn't metaphysical – it was empty because an entire system had disappeared from the heart of the city, abandoning offices, government buildings, observation towers, the death strip, the whole state apparatus. There was suddenly an endless amount of space for anything – ateliers, bars, galleries – that anywhere else would just go under again after a few months because of the costs. And this is precisely why everyone came to Berlin: the sudden emptiness and openness.

I'd moved to Berlin on a hot August day that promised a monumental storm. My first glimpse of the city was made up of three thousand glimmering brake lights, a flash of lightning, and absurdly big black clouds towering over the rows of proud post-war buildings. There was something poisonous in the air; on the radio they were saying that the temperature would go up again, though it hadn't once gone down, and turning the dial we found a Turkish station and then a Russian one and then a French one – there on the radio you were already confronted with three different worlds, and all of them were called Berlin. And then we drove straight into the rain and on through the Brandenburg Gate, something you could still do back then, then past the slowly rotting Palast der Republik along the Spree where the history of Berlin originally began with, interestingly enough, a division: On an island in the Spree not too far from there, around the year 1200, there was a small settlement called Cölln which had been founded by a margrave, and populated by dutiful fishermen and craftsmen. On the other, north side of the river was the settlement of Berlin, where dedicated

und Häuser bauten. Zusammen kamen beide Hälften erst im »Berliner Unwillen«, einer legendären Revolte gegen den märkischen Landesherrn Friedrich II., der sich hier eine Burg – die Keimzelle des späteren Stadtschlusses – bauen wollte und deswegen Land in Beschlag nahm. Berliner und Cöllner fluteten gemeinsam im Frühjahr 1448 aus Protest die Baugrube – das vereinte Berlin beginnt sozusagen mit dem Protest gegen das Stadtschloss.

Fünfeinhalb Jahrhunderte später hatten die neuen Machthaber nichts Besseres zu tun, als genau dieses Schloss als Zeichen der Einheit und des Sieges über die Teilung Deutschlands und Berlins und auch als Zeichen des Siegs über den Sozialismus wieder aufzubauen, was nur eine der vielen historischen Seltsamkeiten dieser Stadt ist. Auch nach der Wiedervereinigung war Berlin geteilt, diesmal kulturell; man hatte bei der ganzen Debatte um den Abriss des modernistisch eleganten Palasts der Republik und den Bau einer Schloss-Replik sowieso immer den Eindruck, dass die Hälfte der Berliner, vor allem die Jungen im Osten, am liebsten im Jahr 1976 leben würden, weswegen sie den Palast stehenlassen wollten und sich mit Vintage-Möbeln aus alten DDR-Büros einrichteten und alte Ford Granadas und Schwalben fuhren, während die andere, ältere, damals an den Machtpositionen sitzende Hälfte der Berliner ganz offensichtlich lieber im Jahr 1876 leben und alles, was nach 1933 im Stadtzentrum passiert oder gebaut worden war, gern entfernt sehen wollte. Vor allem die DDR sollte, nachdem sie untergegangen war, auch optisch für immer hinter den neopreußischen Sandsteintapeten verschwinden, die der provinzielle Westgeschmack nach 1990 mit nach Berlin brachte. Spätere Generationen werden einmal der Modernität des Palasts der Republik nachtrauern.

Als ich nach Berlin kam, stand er noch und hatte sich in eine riesige Theaterbühne und ein Ausstellungshaus verwandelt. Nach den Eröffnungen dort fuhr man ins White Trash auf der Torstraße, wo im Hintergrund irgendeine Psychobillyband aus den Lautsprechern ratterte und ein paar echte Rocker auftauchten und die dünnen Menschen am Tresen wie eine Gardine wegschoben und sehr viel Bier bestellten. Im White Trash trafen wir Marie, die auch aus Hamburg kam und im Auto eine Massive-Attack-Kassette einlegte und auf der Leipziger Straße ihre Beine an der Kopfstütze vorbei aus dem offenen Fenster streckte, so dass der Regen und der Fahrtwind gegen ihre Füße peitschten. Sie hatte eine Flasche im Arm, die sie an der Bar mitgenommen hatte. Sie lebte seit ein paar Monaten hier und benahm sich so, wie wir uns Berlin vorgestellt hatten: Sie schlief, bis die Mittagshitze sie weckte und durch das offene Fenster eine trockene, stickige Hitze wie in der Luftschleuse eines Kaufhauses hineinkam.

Es war der heißeste August, Wochenende, allgemeine Mobilmachung, die Leute kamen mit Autos, Flugzeugen, Zügen in die Stadt, in die Bars, wo sie aufeinander

merchants were busy building their markets and houses. The two only came together for the first time during what's known as the »Berlin Indignation«, a legendary revolt against Elector Frederick II, who wanted to build a new palace – the nucleus of the future city palace – and had confiscated people's land to do so. And so, in early 1448, residents of both Berlin and Cölln joined forces to flood the construction site; so in a sense you could say that the unified Berlin began with a protest against the city palace.

Five and a half centuries later, those in power had nothing better to do than to rebuild that very palace as both a symbol of reunification and the victory over the division of Germany and Berlin, and as a symbol of the victory over socialism; this is just one of the city's numerous historical oddities. Even after reunification Berlin was divided, but this time around it was cultural. As far as the debate surrounding the demolition of the modern and elegant GDR-era Palast der Republik and the construction of a replica of the palace in its place was concerned, you always had the impression that one half of Berliners – especially younger people in the East – would have preferred to live in 1976, leaving the Palast der Republik alone while decorating their homes with vintage GDR office furniture and driving around in old Ford Granadas and »Schwalben«; while, the other half, those in power, quite openly would rather be living in 1876 and seen everything that happened or was built in the centre after 1933 removed. More than anything, after it had gone under, the GDR also needed to optically disappear behind curtains of neo-Prussian sandstone, which had been imported to Berlin post-1990 along with the West's provincial taste. Future generations no doubt will one day mourn the lost modernity of the Palast der Republik.

When I first came to Berlin, it was still there but had been transformed into a huge theatre and exhibition space. After openings, you'd drive over to White Trash on Torstraße, where in the background some psychobilly band or other would be rattling out of the speakers before a couple of real rockers would show up, push aside the skinny people standing around at the bar, and order a lot of beer. That's where we met Marie, who was also from Hamburg. Once sitting in the back in the car, she put on a Massive Attack tape and stuck her legs past the front-seat headrest out the window on Leipziger Straße so that the rain and wind would whip against her feet. In the crook of her arm was a bottle she had swiped from the bar. She'd been living in Berlin for a few months and was just like what we'd imagined Berlin would be: she'd sleep until the afternoon heat woke her up, and a dry, suffocating heat came in through the window like through the air lock of a department store.

It was the hottest August, weekends, general mobilisation, people streaming into the city in cars, planes, trains, into the bars where, one on top of the other,

ein- und in Telefone hineinschrien, die noch auszieh-
bare Antennen hatten. Hallo ihr, wo geht denn ihr jetzt
hin? – Wo ist das denn, Mann? – Lasst ihr mich bitte
mal durch da? Nee? Ich kenn aber den Boris. – Den
kennt jeder. – Den kennt nicht jeder. – Doch! – Nein. –
Hau ab, sonst fängst du dir eine!

Wir fuhren über die Friedrichstraße, deren Neubauten
wie leere Aktenordner in der warmen Nachtluft stan-
den. Am alten Ballhaus hatte sich eine Schlange gebil-
det; vor der Toilette stand Marilyn Manson bleich
mit seinem grauen Auge und schaute nervös, ob ihn
jemand erkannte, aber die Menschen, die ihn sahen,
hielten ihn bloß für einen Verrückten, der aussehen
wollte wie Marilyn Manson.

Ein Mann tauchte auf. Sein schwarzes Haar stand in
alle Richtungen ab, er kratzte sich ständig und umarm-
te wahllos Menschen. »Das ist der schönste Moment
in meinem Leben«, sagte er, dann kreiste er um sich
selbst und breitete die Arme aus. Ein Tross, der sich von
den Toiletten auf die Tanzfläche wälzte, riss ihn um,
jemand stellte ihn wieder hin. »Gib mir ein bisschen
Geld«, sagte der Mann und küsste ihn aufs Ohr.
Marilyn Manson starrte verärgert auf eine johlende
Figur, die mit einem vollen Wasserglas in der Luft
herumwirbelte und einen kalten Regen auf die Warten-
den fallen ließ.

Vom Tresen her drang ein lautes, kreischendes Lachen,
ein Trupp machte eine Expedition in die Herrentoi-
lette, jemand rief: »Weg da, du Penner.« Eine verkno-
tete Menge von Köpfen, Beinen und Armen drängte
mit hinein in die schon übervolle Kabine. Etwas später
hörte man ein würgendes Geräusch, dann Protest-
schreie und Gepolter, dann flog die Tür auf, und eine
aufgelöste Gruppe von Gestalten schälte sich in den
Gang. Hinter ihnen schob ein Mann mit wehenden
Locken eine Frau mit einer blonden Turmfrisur durch
den Raum, die laut quiekte; es war Frédéric Beigbeder,
ein französischer Schriftsteller, der in den Galeries
Lafayette auflegen sollte.

Marie wollte noch irgendwohin, wo Techno gespielt wur-
de, sie liebte das Riesenhafte, Schwitzende, Oberkör-
perfreie, Naturgewaltenhafte, die Vibrationen. Sie
schrie uns eine Theorie des Techno entgegen, dass näm-
lich Techno mit seiner schieren Größe und seinem Laut-
stärkepegel die Leute aus der muffigen Loungegemüt-
lichkeit, aus ihrer kopfsteingepflasterten Enge heraus-
reißt und in eine größere Welt hineinkatapultiere, so sei
das; und danach zerfiel das, was sie sagte, unter den
lauter werdenden Bässen, und man sah nur noch ihren
Mund, der ins Donnern lautlose Theorien hineinsprach.

Wir fuhren herum, bis es hell wurde. Wir sahen, wie im
Mauerpark der Tau im Gras hing, wie auf der Kasta-
nienallee ein paar Übriggebliebene der Nacht durch
den Morgen stolperten, jemand übergab sich vor
dem geschlossenen Prater, ein paar blasse Mädchen
standen vor der Dönerbude, eine gelbe Straßenbahn
quietschte in die Kurve und verschwand in Richtung
Schönhauser Allee.

they'd yell into their phones (which at the time still had
extendable antennas). Hey there, where are you all
going? – Where's that then, man? – Will you please let
me in? No? But I know Boris. – Everyone knows him. –
Not everyone. – They do so! – No. – Get out of here, or
else you're going to get one!

We drove down Friedrichstraße, post-war buildings
like empty file folders in the warm night air. A line had
formed outside the old ballroom; a pale Marilyn
Manson with his grey eye was standing out in front of
the bathroom, looking around nervously to see if
anyone recognised him, but everybody who saw him
just took him to be some crazy person who wanted
to look like Marilyn Manson.

A man showed up. Black hair shooting out in all direc-
tions, he scratched himself continuously and hugged
anyone who'd walk by. »This is the most beautiful
moment of my entire life,« he said, before beginning
to spin around in circles and stretching out his arms.
Some guy waltzing out of the toilets onto the dance
floor tore him down, someone else stood him back
up. »Give me some money,« he said, kissing the other
man on the ear.

Marilyn Manson stood there looking angrily at a man
who was cackling and twirling around in the air with a
full glass of water, showering those waiting below with
a cold rain.

From the bar came a loud screech of laughter, a group
of people took off on an expedition to the men's bath-
room, and someone yelled: »Get out of the way, you
bum.« A knotted mass of heads, legs, and arms pushed
its way into the already overflowing stall. A bit later
there was a gagging sound, followed by cries of pro-
test and a banging, then the door blew open, and the
crowd of faces dissolved into the hallway. Behind them
a man with flowing curls came by pushing a loudly
squealing woman with a blond beehive through the
room; it was Frédéric Beigbeder, a French novelist who
was supposed to do a DJ set at the Galeries Lafayette.
Marie wanted to go somewhere they played techno;
she loved the colossal, the sweaty, the bare-chested,
the tempestuous, the vibrations. She was screaming
to us about a theory of techno: namely that techno,
due to its sheer size and volume, ripped people out of
their stale lounge-bar cosiness, out of their cobble-
stoned closed-mindedness, and catapulted them into
a bigger world, that's how it was. After that, whatever
she had to say disintegrated under the growing throbs
of bass until you could only see her mouth speaking
silent theories into the thunder.

We drove around until it grew light. We saw how the dew
hung on the grass in the Mauerpark; a few partiers left
over from the night before stumbling down Kastanien-
allee and on into the morning; someone vomiting in
front of the shuttered Prater beer garden; a couple of
pale girls standing out in front of a Döner stand; a
yellow tram creaking through a curve and disappear-
ing in the direction of Schönhauser Allee.

Dann fuhren wir in den Westen, nach Charlottenburg, und weil Marie ein Bier trinken wollte, gingen wir ins Schwarze Café, wo um diese Uhrzeit nur noch ein betrunkenener Schauspieler saß, der angeblich einmal mit Fassbinder gedreht hatte und den frühen Morgen damit verbrachte, seine alte Rolle aufzusagen. An einer Ecke schimmerte die Leuchtschrift eines alten französischen Lokals, vom Schriftzug »Reste fidèle« war nur das Wort »Reste« erleuchtet – es sah aus wie eine Warnung.

Schon damals hatte sich Charlottenburg verändert. Es war nicht mehr das Viertel der in dezentem Wohlstand alternden bundesrepublikanischen Mittelstandsgesellschaft. Jetzt waren die Russen da. Sie saßen breitschultrig im Adnan's oder bei den Italienern in der Schlüterstraße, und die war das genaue Gegenteil der Mitte-Welt: Während die Mitte-Leute mit fünfzig noch in spätstudentischen Outfits herumliefen und an sogenannten Projekten herumbastelten und so taten, als seien sie siebenundzwanzig, versuchten die allesamt nach 1980 geborenen jungen Russen und Libanesen und Türken, die sich hier, am anderen Ende der Innenstadt, am Kurfürstendamm versammelten, so gravitatisch und erwachsen zu schauen wie Robert de Niro in *The Untouchables*.

Wir trafen Selçuk, der in seinem tiefergelegten Mercedes CL 500 vor dem Café Einstein saß. Er wartete auf eine Frau, die er im »Diwan« kennengelernt hatte. Sie arbeitete in einer Kanzlei am Kurfürstendamm, deswegen war er hier, um sie abzuholen. Im Autoradio lief Metropol FM, ein Lied, das er kannte, er sang den Text mit: »Kirilma, / Yapma kalbim, Darilma ... Nedeni var herseyin / Suçlu, sorumlu arama«, und dann ging schon wieder ein großer Regenbruch auf die Stadt herunter, und der Kurfürstendamm sah so aus wie auf dem Gemälde, das Adolf Müller-Cassel 1910 vom Romanischen Café gemalt hatte, wo der Himmel über dem Kurfürstendamm schwefelgelb vom Licht der Stadt ist und nicht schwarz und sich das Licht im nassen Straßenpflaster spiegelt hinter all den Menschen, die in das Café drängen. Egon Erwin Kisch hatte einen Stammtisch dort, Sylvia von Harden und Kurt Tucholsky waren da gewesen, Mascha Kaléko hatte hier einige ihrer schönsten Gedichte geschrieben (»Halbeins. So spät! / Die Gäste sind zu zählen / Ich packe meinen Optimismus ein / In dieser Stadt mit vier Millionen Seelen / Scheint eine Seele ziemlich rar zu sein«).

Dieses Berlin der 20er Jahre, das auf alten Fotos als funkelndes Dickicht aus Kaffeehäusern, Neonreklamen, Ampeln, Trambahnen, Fuhrwerken, Pelzmänteln, Autos, Hüten, Elektrizität, Hektik, Liebe und Zigarrenqualm erscheint, war das Ergebnis einer irrwitzigen Kompression. 1877 war Berlin Millionenstadt geworden, bis 1905 verdoppelte sich die Einwohnerzahl, 1920 war man bei vier Millionen Einwohnern; Berlin war damals nach London und New York die drittgrößte Stadt der Welt. Emigranten strömten in die Stadt und überfüllten sie,

Then we drove over to the West, to Charlottenburg, and because Marie wanted to drink a beer we went to the Schwarzes Café, where at that moment the only person left was a drunk actor who'd supposedly worked with Fassbinder once and was spending the early morning reciting his old part. On a corner, there was the glimmer of an old French bar's neon sign, of its slogan, »Reste fidèle«, only »Reste« still lit up – it looked like a warning.

By that time Charlottenburg had already changed. It was no longer the district of the West German middle classes aging in comfort. The Russians were there now. Sitting square-shouldered together at Adnan's or in one of the Italian restaurants on Schlüterstraße, it was the polar opposite of the world in Mitte. While over there people at fifty still were walking around in clothes that wouldn't be out of place on older university students, tinkering on so-called »projects«, and acting like they were twenty seven, all of the young Russian, Lebanese, and Turkish people – every single one of them born after 1980 – who were gathering here, at the other end of the city centre, on Kurfürstendamm tried to look as solemn and grown up as Robert de Niro in *The Untouchables*.

And this is where we met Selçuk as he sat in his low-riding Mercedes CL 500 out in front of Café Einstein. He was waiting for a woman he'd met at Diwan. She worked in an office on Kurfürstendamm, and he was there to pick her up. He had his radio tuned to Metropol FM, and was singing along with a song he knew: »Kirilma, / Yapma kalbim, Darilma ... Nedeni var herseyin / Suçlu, sorumlu arama«. Then, once more, there was a huge cloudburst over the city, and the Kurfürstendamm looked just like it did in Adolf Müller-Cassel's 1910 painting of the Romanisches Café, the sky above Kurfürstendamm not black but a sulphuric yellow from the city lights, the light on the wet pavement reflecting all the people elbowing their way into the café. Egon Erwin Kisch was a regular, Sylvia von Harden and Kurt Tucholsky used to visit now and again, and Mascha Kaléko wrote some of her most beautiful poems there (»Half past one. So late! / Time to count the guests / I am packing my optimism / In this city of four million souls / A soul seems scarce indeed.«).

This 1920s Berlin that appears to us in old photographs as a sparkling jungle of coffee houses, neon signs, street lights, tramlines, carriages, fur coats, cars, hats, electricity, traffic, love, and cigarette smoke was the result of a compression gone mad. In 1877 Berlin became a city of over one million inhabitants, by 1905 this had doubled, and by 1920 it had four million; at that time, Berlin was the third-largest city in the world after London and New York. Immigrants streamed into the city until it was overflowing, and this overflow was precisely what made it so special. Three times more people lived on Friedrichstraße than had originally been planned. In the 1920s it was this overflow of

und diese Überfülle war ihr Reichtum: In der Friedrichstraße wohnten dreimal so viele Menschen, wie eigentlich geplant gewesen war. In den 20er Jahren war es diese Überfülle, die die Stadt zu etwas Einzigartigem und zu einer Chance machte – und in den 90er Jahren die plötzliche Leere.

Es heißt immer, diese Tage der Leere, die Offenheit, die Nächte, das Improvisierte, Nomadische, alles sei weg; und natürlich ist das ein Unsinn. Vielleicht stimmt es für die, die älter geworden und in den Vororten mit Einfamilienhaus und Großraumlimousine gelandet sind. Vielleicht stimmt es für die zu Tode sanierten, verkehrsberuhigten Einbahnstraßen von Mitte, wo mit der Gentrifizierung auch eine deprimierende Provinzialisierung stattgefunden hat: Die Häuser sind überrenoviert, die Mieten so hoch, dass selbst der Mittelstand sie sich kaum noch leisten kann, das Verhältnis von Obstläden zu Art Spaces und Cafés im bei Großstädtern so beliebten, handgezimmerten Ruralo-Look ist gefühlt eins zu zwanzig, und die Bevölkerung ist so homogen wie sonst kaum irgendwo in Berlin: Hier wohnt ausschließlich weißer, besserverdienender Mittelstand, keine Flüchtlinge – wer hier einen Migrationshintergrund hat, kommt aus den bürgerlichen Vierteln von Brooklyn, London oder Paris.

Aber die Stadt hält dagegen. Das Leben, von dem die Bilder in diesem Buch erzählen, ist aus dem Zentrum weitergezogen nach Wedding und Neukölln und noch weiter, teilweise sogar zurück in den alten Westen. Aber es ist noch da. Und solange die Stadt nicht ihre Einwohnerzahl vervierfacht und die Mietpreise auf New Yorker Niveau treibt, bleibt sie trotz einiger totalisierter Stellen zerfasert und leer und löchrig wie ein altes Riff, in dessen Höhlen und rauen Oberflächen sich alles und jeder einnisten kann.

Die Fotografien in diesem Buch stammen aus einer Zeit, die schon ein paar Jahre her ist, trotzdem wirken sie alle seltsam aktuell. Vielleicht sehen die Polizeiuniformen heute anders aus, und es gibt weniger Schnurrbärte und weniger Ladas auf den Straßen. Aber diese Bilder erzählen nicht von einer abgeschlossenen historischen Epoche, sondern von der erhöhten Grundtemperatur, die die Stadt und ihre Bewohner heute noch haben und auch in Zukunft haben werden. Deswegen sind sie auch kein melancholischer Rückblick auf die verlorengegangene Tiefe und Wildheit und Offenheit der Wendejahre, sondern eine Zustandsbeschreibung und ein Versprechen für die Zukunft – eine Erinnerung daran, was sein wird.

people that made the city special, presenting its greatest opportunity – in the 1990s it was the sudden emptiness.

Again and again you hear that those days of emptiness, that openness, the nights, the improvised, the nomadic, are all gone, but that's obviously nonsense. Maybe it's true for those who got older and landed in a suburban single-family home with a minivan. Maybe it's true for the sanitized-to-death, traffic-less streets of Mitte where, along with gentrification, there has been a terribly depressing provincialisation process: buildings are overly renovated, rents so high that even the middle-class can barely afford them, the ratio of greengrocers to art spaces and cafés in that hand-made »rural« look so beloved by city dwellers is one to twenty, and the population more homogenous than almost anywhere else in Berlin. Those who live there now are almost exclusively white, wealthy, and upper middle class, and there are no refugees whatsoever to speak of – here, having a so-called migration background means you come from a bourgeois neighbourhood in Brooklyn, London, or Paris.

But Berlin continues to resist. The life that the pictures in this book depict has moved from the centre city to Wedding and Neukölln and even further afield, in some instances even to the old West. But it's still there. And as long as the number of people living in the city doesn't quadruple, driving rents to a New York level, it will – despite a few squeakily clean parts – remain as scattered and empty and full of holes as an old reef in whose hollows and rough surfaces everything and everyone can find a nest.

Though it's been a few years since the photographs in this book were taken, they somehow still seem strangely current. Maybe the police uniforms look a bit different now, and there are fewer moustaches and Ladas on the streets. Yet these photos don't tell the story of a distant historical epoch, but of the feverish energy still coursing through the city and its inhabitants as much today as it will in the future. And that's why these images do not present a melancholy look back at the lost depth and wildness and openness of the years after reunification, but an account of an era and a promise for the future – a memory and reminder of what will be.





JUDITH HERMANN



Das Andere betreten Stepping into the Other

Ich bin 1970 in Berlin-Neukölln geboren worden und in einer Altbaugegend aufgewachsen, nur wenige Minuten vom historischen Kern Alt-Rixdorfs entfernt. In meiner Erinnerung gab es nur wenige Autos auf der Straße, die Häuser waren alle gleich, große Mietkasernen die ganze Stuttgarter Straße hinunter, die auf den Hertzbergplatz zulief. Am Hertzbergplatz war die Grundschule, den kurzen Weg dorthin ging man alleine und zu Fuß.

Ich erinnere mich an die sehr belebten Höfe, an Lumpensammler, Scherenschleifer und Akkordeonspieler. An Blinde mit Leierkästen und angeketteten Äffchen, Kriegsversehrte, denen wir aus dem Küchenfenster in Zeitungspapier verpackte Groschen zuwerfen durften. Es gab eine große Kastanie auf dem Hinterhof, eine Waschküche auf dem Dachboden und viele alte Frauen, die an den offenen Fenstern saßen und am Leben auf der Straße Anteil nahmen, von morgens bis abends, die Arme auf dicke Kissen gestützt. Wir hatten eine 4-Zimmer-Wohnung, in der wir zu fünft wohnten, mit zwei Balkonen und zwei Kammern und einem Bad mit Badewanne, was relativ ungewöhnlich war. Kachelöfen in jedem Zimmer, eine Küchenhexe in der Küche, Keller voller Kohlen, geheizt wurde von November bis Ende März.

Anfang der 70er, aber wenn ich diese Erinnerungsbilder betrachte, denke ich, das hätte auch 1960 sein können, oder sogar noch früher; als ich später den Satz hörte, dass Neukölln der Osten vom Westen gewesen sei, hat es mich nicht gewundert, dass ich nach dem Fall der Mauer in den Prenzlauer Berg gegangen bin – letztlich war das, glaube ich, einfach sehr vertraut. Wir waren viel draußen, haben auf stillgelegten Bahngeländen, in Schrebergärten und in den Höfen gespielt. Vier bis fünf Querstraßen weiter gab es den Kanal, dann die Elsenstraße, dann kam die Mauer, und dahinter begann Ostberlin. Im Westberliner Teil, auf den Sandwegen entlang des Kanals, gab es Hochstände, wie für Jäger. An Sonntagen habe ich als Kind mit meiner Großmutter am Kanal die Schwäne gefüttert, und anschließend sind wir auf den Hochstand gestiegen und haben rüberge guckt nach Ostberlin.

I was born in Neukölln in 1970 and grew up in an area of turn-of-the-century houses just a few minutes away from the historical centre of old Rixdorf. In my memory there weren't too many cars on the street, all the buildings were the same size, big tenement buildings all the way down Stuttgarter Straße, which ran into Hertzbergplatz. And that's where my primary school was, the short path there taken on foot and alone.

I remember bustling courtyards, ragmen, knife grinders, and accordion players. The blind with their barrel organs and little chained monkeys. Disabled veterans who we were allowed to throw change wrapped up in newspaper from out of the kitchen window. There was a giant chestnut tree in the inner courtyard, a laundry room in the attic, and a lot of old women who'd sit at the open windows and take part in the life on the street, from morning to night, arms propped up on thick pillows. There were five of us in a four-room flat, it had two balconies and two storage rooms and a bathroom with a tub, which was actually pretty unusual. A tiled stove in every room, a wood-burning stove in the kitchen, a cellar full of coal; we'd heat from November through the end of March.

It was the start of the '70s, though when I look at these pictures in my memory I think it could've easily been 1960 or even earlier; when I later heard people say how Neukölln was the east of the west, it came as no surprise that I'd moved to Prenzlauer Berg—in the end, I think, it was just really familiar.

We were outside a lot, playing in the abandoned railway lots, allotment gardens, and courtyards. The canal was just four or five streets away, then Elsenstraße, then the Wall, and, behind it, East Berlin. On the West Berlin side and on the sand paths along the canal there were little towers, like the ones hunters use. On Sundays I used to go feed the swans in the canal with my grandmother, and then we'd climb up into the towers and look out at East Berlin. The eerie thing was that there were never any people about. Like a painting by de Chirico: static buildings, empty streets, nothing alive at all. I understood that people did in fact live there, but I couldn't see them; I couldn't wave to



MW Judith & Peter, 1994

Das Gespenstische war, dass man auf den Straßen, in die man von dort oben blicken konnte, keine Menschen sah. Wie ein Bild von de Chirico, statische Gebäude, leere Straßen, nichts Belebtes. Ich hatte verstanden, dass da Leute lebten, aber ich sah sie nicht, ich konnte niemandem zuwinken, und niemand winkte zurück. Die Mauer, die durch die Stadt lief, war für mich als Kind völlig normal, in diese Situation war ich hineingeboren worden, diese Mauer gehörte zur Stadt.

Meine Großmutter hatte früher ein Grundstück in Kleinmachnow besessen, das war enteignet worden und nun Mauergrundstück, und dafür bekam sie eine finanzielle Entschädigung in Form einer vierteljährlichen Auszahlung. Das Geld wurde von einer Bank in Ostberlin ausgezahlt und musste auch in Ostberlin ausgegeben werden. Also gingen wir alle Vierteljahre zusammen an der Friedrichstraße über die Grenze, holten das Geld ab, aßen zum Mittag in der Kantine vom Roten Rathaus, kauften ziemlich viele Bücher, Noten und Papier und gingen zum Schluss am Abend ins Deutsche Theater. Einerseits war das seltsam und andererseits war es völlig normal.

Meine Großmutter war als Kind nach Berlin gekommen und hat dann fast ihr ganzes Leben hier verbracht. Wie es für sie gewesen sein mag, in der geteilten Stadt zu leben, am Tränenpalast über die Grenze zu gehen, habe ich sie nicht mehr fragen können, als Kind ist es mir nicht in den Sinn gekommen. Sie hat das vielleicht mit mir an der Hand besser ausgehalten als allein. Sie hat mich gerne mitgenommen, ich bin gerne mitgefahren.

anyone and no one waved back. That wall running through the city, as a child it was completely normal to me; I'd been born into that situation, it simply belonged to the city.

My grandmother had owned a piece of land in Kleinmachnow that was expropriated for the Wall, so she received financial compensation in the form of a quarterly payment. The money was issued by a bank in East Berlin and also had to be picked up in East Berlin. And so four times a year we'd get together and go cross the border at Friedrichstraße, collect the money, eat lunch in the canteen at the Rotes Rathaus, buy a fair amount of books, sheet music, and paper, and then go to the Deutsche Theater in the evening. On the one hand, this was a bit odd and yet, on the other, completely normal.

My grandmother had come to Berlin as a child and ended up spending almost her entire life here. I never was able to ask her what it was like for her to live in the divided city, to cross the border at the Tränenpalast (literally the Palace of Tears); as a child it never occurred to me. Perhaps it was easier for her when she was holding my hand than when she was alone. She took me gladly, and I gladly went.

The Wall came down at the same time my grandmother died, and the latter was of much more importance to me. It wasn't until the middle of November that I drove over to the Brandenburg Gate. For a long time I stood on the West Berlin side, looking out onto what was happening with a great degree of distance as well as

Der Fall der Mauer fiel zeitlich mit dem Tod meiner Großmutter zusammen, und dieser hat mich deutlich mehr beschäftigt. Ich bin erst Mitte November zum Brandenburger Tor gefahren, ich habe eine ganze Weile auf der Westberliner Seite gestanden und mit großer Distanz und auch ratlos auf das geschaut, was sich da abspielte. Das Aufbrechen der Grenze, das Abtragen der Mauer, die Leute, wie sie rüber- und zurückgingen, wie sie das ausprobierten; ich konnte daran nicht teilhaben, und ich wollte daran auch nicht teilhaben.

Ich kann mich erinnern, dass Ingo Schulze einmal bei einem politischen Gespräch über Literatur nach dem Fall der Mauer sehr emotional gesagt hat, die DDR sei nach 89 einfach von der Landkarte verschwunden, eine Auslöschung, und wie absolut schrecklich das für ihn gewesen sei. Und ich habe später gedacht, ja, das war aber mit Westberlin ganz genauso. Mein Westberlin ist auch von der Landkarte gelöscht worden, auch das gab es nicht mehr.

Und natürlich hat es dann dennoch eine Annäherung an dieses veränderte Berlin gegeben. Als ich 1990 noch in Kreuzberg wohnte, bin ich zum Kellnern in die Husemannstraße gefahren, ich musste Stadtmitte die U-Bahn-Linie wechseln und dafür einen ziemlich langen Tunnel entlanggehen, der die beiden U-Bahn-Strecken miteinander verband. Der Tunnel war dunkel, feucht und marode und war in dieses spezielle grünlige Licht getaucht, das ich sehr mit Ostberlin verbinde. An den Wänden hatten Künstler die Namen der Weltstädte in Lautschrift angebracht, so dass man durch den Tunnel ging und der Klang dieser Namen mitschwang – Lissabon, Barcelona, Paris, Tokio –, und am Ende des Tunnels fuhr eine andere U-Bahn, empfing mich der Geruch einer anderen Stadt, stieg ich in einem sprachlich wohl gleichen, aber ansonsten vollkommen anderen Berlin wieder aus. Ich habe das sehr genossen – das Gefühl von zwei Identitäten, zwei Leben in einem.

Ungefähr zwei Jahre nach dem Fall der Mauer habe ich mich entschlossen, nach Ostberlin zu ziehen. Vielleicht dachte ich, wenn ich das eine nicht mehr haben kann, dann will ich doch wissen, wie das andere ist? Dann versuche ich doch, dieses andere zu betreten, mich darauf einzulassen.

Ich hatte in Westberlin einige enge, aber grundverschiedene Freunde, man traf jeden nur einzeln, es war schwer, die Leute zusammenzubringen. In Ostberlin hatte ich eine Liebesgeschichte, die mich in einen großen Freundeskreis hineingeführt hat, in dem für mich ein Assimilationsprozess stattgefunden hat, der sehr schön war. Es gab eine Wohnung in der Danziger Straße, deren Tür nicht einmal ein Schloss hatte, die Leute kamen und gingen, viele kannten sich seit ihrer Kindheit, sie kamen aus Brandenburg, Frankfurt-Oder und aus Ostberlin. Sie teilten ihre Biografien und waren auf eine für mich extrem anziehende Weise familiär miteinander, man war in einer großen Gruppe ständig zusammen, wirklich ununterbrochen, von morgens bis

bewilderment. The opening up of the border, the tearing away of the Wall, the way people kept going over and coming back, the way they were testing it all out; I couldn't be a part of it and I didn't want to be a part of it either.

I remember how, in a political discussion about literature after the fall of the Wall, Ingo Schulze got very emotional when he said how after '89 the GDR had simply disappeared from the map, obliterated, and how absolutely awful that had been for him. And later I thought: Yeah, but that's exactly how it was with West Berlin as well. My West Berlin was obliterated from the map too, it's also gone.

Naturally, however, later there was a rapprochement between these two different Berlins. When I still lived in Kreuzberg in 1990, going to my job waiting tables on Husemannstraße, I had to change U-Bahn trains at Stadtmitte and then make my way through a rather long tunnel that connected the two lines to each other. The tunnel was dark, damp, and dilapidated and was bathed in that special greenish light I really associate with East Berlin. Artists had written the names of different cities across the walls phonetically, so that as you made your way through the tunnel the sound of those names went with you – Lisbon, Barcelona, Paris, Tokyo – and at the end of the tunnel there was another U-Bahn, the smell of a different city. I'd got off, linguistically speaking, in the exact same Berlin but somehow it was a completely different city. I liked that a lot – the feeling of two identities, two lives in one.

About two years after the fall of the Wall, I decided to move to East Berlin. I thought, if I can't have the one anymore, maybe I should get to know the other? Why not try to set foot in it, establish some kind of relationship with it.

In West Berlin, I'd had some close friends, but they were fundamentally different; you could only meet them individually, it was difficult to get people together. In East Berlin, I had a love affair that brought me into contact with a large circle of friends where I underwent a kind of process of assimilation, which was really beautiful. There was a flat on Danziger Straße that didn't even have a lock, people would just come and go; a lot of them had known each other since childhood, they came from Brandenburg, Frankfurt an der Oder, and East Berlin. They shared similar backgrounds and were, for me, close with each other in an extremely attractive way; you were always in a big group of people, really all the time, from morning until late at night. You communicated without a telephone, there weren't any telephones in East Berlin at the time, and maybe that helped to create a different sense of closeness. You had to visit one another, and people did so spontaneously and unannounced; sometimes you'd be woken up in the morning by someone coming into the flat, making some tea, and sitting down on the edge of your bed. It was a loose, warm, almost affectionate way of being together, and after my own

spät in die Nacht hinein. Die Kommunikation funktionierte ohne Telefon, es gab keine Telefone in Ostberlin, vielleicht hat das auch noch einmal eine andere Nähe hergestellt, man musste sich besuchen, und das tat man unangekündigt und spontan; manchmal wachte man am Morgen davon auf, dass irgendjemand in die Wohnung kam, Tee kochte, sich mit dem Tee auf die Bettkante setzte. Es war ein provisorisches, warmes, fast zärtliches Miteinander, und nach meiner eher einzelgängerischen Kindheit und Jugend hatte das für mich etwas Paradiesisches. Wenn mich jemand gefragt hat, woher ich komme, habe ich gesagt: »aus Berlin«, und es wurde nicht weiter nachgefragt, ob aus West- oder Ostberlin; die meisten waren erstaunt, wenn sie erfuhren, dass ich aus Westberlin kam, man hat mir das offenbar nicht angemerkt, und ich wollte wahrscheinlich auch nicht, dass man mir das anmerkt.

Es ist für mich mit diesem Freundeskreis eine glückliche Zeit gewesen, und es gibt ihn bis heute, auch wenn sich im Verlauf der Jahre die Stadt um uns herum, die Lebensbedingungen so verändert haben. Irgendwann bekam auch der Letzte ein Telefon, und die Papierrollen, auf denen man sich Nachrichten hinterlassen hatte, verschwanden von den Türen. Die besetzten Wohnungen wurden legalisiert. Das Offene, Provisorische, Illegale, Freie – das löste sich irgendwann auf. Wir mussten zur Vernunft, zu einer Art von Besinnung kommen, letztendlich war es die Struktur der Stadt, die das eingefordert hat. Wir brauchten Mietverträge, wir brauchten überhaupt Verträge, Kautionen und Versicherungen, wir mussten uns einlassen auf das Prozedere – im Grunde mussten wir uns einlassen aufs Erwachsensein.

Aber bis dahin haben wir diesen Möglichkeitsraum, der sich uns damals geboten hat, wahrgenommen, und wir haben ihn geschätzt. Diese Wohnungen, Zimmer, Dachböden und illegalen Orte, die wir uns genommen haben, die haben wir geliebt. Es war nicht so, dass wir sie okkupiert und in Besitz genommen, da ein bisschen gelebt hätten und dann weitergezogen wären, es war ernster – es waren romantische Orte. Orte mit Blicken und Ausblicken, die wichtig waren, es hatte ganz viel mit Liebe zu tun, mit der poetischen Vorstellung von einer Stadt, die dir gehört. Regeln, die außer Kraft gesetzt waren – wir konnten in jeder Hinsicht immerzu Türen aufmachen, die Räume dahinter betreten und sie uns aneignen, für eine Woche oder zwei, zum Filme zeigen, Radio machen, Fotografieren, Theaterstücke aufführen: wie Spielen, ohne dass das wirklich etwas wollte, es war alles sehr leicht. Es hatte auf der einen Seite etwas Ziellooses – und auf der anderen Seite war es genau deshalb so berückend.

Es war dunkel, die Straßen waren dunkel. Meine engste Freundin hatte für sie und für mich unsere erste gemeinsame Wohnung organisiert, die Wohnung lag in der Lychener Straße, am Helmholtzplatz, was heute wohl der Inbegriff der Gentrifizierung ist. Wir gingen von der Danziger Straße, die damals noch Dimitroffstraße hieß, zum allerersten Mal die Lychener Straße runter,

childhood and adolescence as a loner, there was something heavenly about it. Whenever someone asked me where I was from, I said »Berlin« and that was that, no one asked whether that meant West or East; most people were surprised to learn that I was from West Berlin, apparently it wasn't obvious, and I probably didn't want it to be.

My time with that group of friends was really happy, and we're all still friends today, even if over the years the city around us and the living conditions have changed rather drastically. At some point, even the last holdout got a telephone, and the rolls of paper you'd leave notes on disappeared from the doors. The occupied houses were legalised. The open, the provisional, the illegal, the unfettered – eventually that all came to an end, too. We had to listen to some kind of reason, come to our senses; in the end it was what the structure of the city demanded. We needed rental contracts; we needed contracts, security deposits, and insurance, period. We had to succumb to procedure – ultimately we had to succumb to being adults.

But up until that point we appreciated that space of possibility that had presented itself to us, and we treasured it. Those flats, rooms, attic spaces, and illegal places we took for ourselves, we really loved them. It's not that we occupied them and took them into our possession, lived in them a bit, and then moved on, it was more serious than that – they were romantic places. Places with views and vistas that were important, it had a lot to do with love, with the poetic conception of a city that belonged to you. Rules that no longer applied – in all senses we could open doors, step into the rooms behind them, and appropriate them for one or two weeks in order to show films, produce radio programs, take photographs, present theatre pieces: like games that didn't require any end result, everything was very simple. On the one hand there was something aimless about it all, and on the other that was precisely what made it so captivating.

It was dark, all of the streets were dark. My best friend had arranged for us to have our first shared flat together, on Lychener Straße, right by Helmholtzplatz, today the perfect picture of gentrification. We were walking down Lychener Straße for the very first time, having come over from Danziger Straße, which at that point was still called Dimitroffstraße, and I had the feeling it would just continue to get darker and darker. The flat had a corner room that looked out over Helmholtzplatz, where, in the complete darkness, a fire burned in a barrel – archaic images. It was overgrown, almost buried, by no means an open square but a wilderness; later on I saw documentaries about Helmholtzplatz in the '60s and '70s, old men sitting around under the plane trees playing chess, women on the benches peeling apples, it was just like Hertzbergplatz in Neukölln; there was a simple, lively, and social life. By the time the Wall came down, the square was a wasteland, but one that slowly began to come back



MW Judith Hermann, 1996

und ich hatte das Gefühl, es würde immer dunkler und dunkler werden. Die Wohnung hatte ein Eckzimmer mit Blick auf den Helmholtzplatz, auf dem in völliger Finsternis in einer Tonne ein Feuer brannte – archaische Bilder. Der Platz war zugewuchert, wie verschüttet, kein öffentlicher Platz, eher eine Wildnis; später habe ich Dokumentarfilme über den Helmholtzplatz in den 60er und 70er Jahren gesehen, da saßen alte Männer unter den Platanen und spielten Schach, Frauen schälten Äpfel auf den Bänken wie auf dem Neuköllner Hertzbergplatz, es gab ein einfaches, reges soziales Leben. Zur Zeit des Mauerfalls war der Platz eine Brache, die dann langsam wiederbelebt wurde. Diese wilden, offenen Stellen inmitten der Stadt, die gibt es heute nicht mehr, und ich wundere mich immer darüber, dass es so viele Füchse gibt in Berlin, und denke, wenn die sich hier noch wohlfühlen, ist vielleicht doch noch alles in Ordnung? Können Füchse in Straßen voller Townhouses überleben? Für mich war dieses Berlin der Nachwendezeit als Erzählraum am Anfang sehr wichtig, aber mit dem Schreiben habe ich in ziemlich großer Entfernung angefangen, in New York. Ich bin Mitte der 90er Jahre für ein Volontariat der Journalistenschule nach New York gegangen, ich dachte, dass ich dort bleiben würde, doch ich hatte nicht mit dem extremen Heimweh gerechnet, das ich in New York bekam – Heimweh nach Europa und Heimweh nach Berlin. In dieser Zeit habe ich angefangen, Briefe nach Hause zu schreiben und in den Briefen zu beschreiben, wie New York für

to life. These wild, open spaces in the middle of the city don't exist anymore. And yet, I'm always astonished by the number of foxes in Berlin and if they still feel comfortable here, well, I think then maybe everything is still OK? I mean, can foxes even survive in streets full of townhouses?

At the beginning, this post-unification Berlin was very important to me as a narrative space, but I actually started writing when I was pretty far away, in New York. In the middle of the '90s, I'd gone to New York as part of my traineeship from the Berlin Journalism School, I thought that I'd stay there but I hadn't counted on the extreme homesickness I felt – a homesickness for Europe in general and Berlin in particular. That was when I began to write letters home and to describe what New York was like for me, also compared to Berlin. All of a sudden it became important: writing things down and, in having done so, understanding them differently, coping with them better, and above all taking hold of them, taking hold of the past. After that I came back to Berlin, worked for a short time as a journalist, applied for a scholarship, and in 1996 began to write *Summerhouse, Later* – and then those particular, peculiar, provisional, and luminous years were gone. I think, however, that the energy from that time, strengthened by sentimentality, regression, and melancholy, flowed into these stories – a story like »Bali Woman« about a party at the Volksbühne and staying up through the night with a Balinese woman, going home at six in the morning and everything in winter.